

Vom »eigenen Gott« zum »Christus in mir«

In Anknüpfung an Ulrich Beck

Stephan Stockmar

»Vielleicht können wir mithelfen, Dich in den gequälten Herzen der anderen Menschen auferstehen zu lassen.« – Ety Hillesum

Auf die Madonna, die Maria mit dem Kinde, sind zu Weihnachten aller Augen gerichtet. Ihr huldigen Hirten wie Könige. Über Jahrhunderte stand ihr Bild im Zentrum der bildenden Künste. Ja, die Madonna ist gewissermaßen das Urbild aller (christlichen) Bilder. Auf den Lukas-Tafeln der Malerzünfte malt oder zeichnet (so bei Rogier van der Weyden) der Evangelist Lukas als Schutzpatron der Maler die stillende Madonna, ihrem Anblick ganz hingegeben wie im Gebet: der Inbegriff alles künstlerischen Tuns. So entsteht das heilige Bild als Analogon zum Evangelium, der Heiligen Schrift.

Das heilige Bild: die reine Seele, die das Geisteskind empfangen hat; nicht nur Historie, sondern auch Ausdruck gegenwärtigen Menschseins zwischen Vergangenheit (Sündenfall) und Zukunft (Jüngstes Gericht). »Und wäre Christus tausendmal in Betlehem geboren, und nicht in dir: Du bliebest doch in alle Ewigkeit verloren« (Angelus Silesius).

Unter diesem Gegenwärtigkeitsaspekt dreht Uwe Battenberg in seinem »Madonna-Projekt«¹ das gewohnte Bild buchstäblich um: Die Madonna mit Kind erscheint in Rückenansicht und schaut auf das Welt- und Menschengeschehen – und wir mit ihnen. Sie sind jetzt nicht mehr nur Objekt, dem wir uns andachtsvoll gegenüberstellen, sondern wir schlüpfen wie in sie hinein und schauen aus ihrer Perspektive, mit ihren reinen Seelen in die Welt, dieser in uns Raum gebend. Aus Andacht wird innere Teilnahme. Jetzt sind es nicht mehr nur wir, die am Heiligen teilhaben, sondern wir können die Welt heiligen. Objekt und Subjekt scheinen sich zu verkehren, gehen ein neues Verhältnis miteinander ein. Erst beide Perspektiven zu-

sammen ergeben die volle Wirklichkeit. »Sich in der Welt schauend ergründen, die Welt in sich lebendig finden: ist Daseins Tragekraft« (Rudolf Steiner). – Diese Verkehrung ist übrigens bereits in der Lukas-Tafel des Rogier von der Weyden veranlagt: Als Betrachter des Bildes schauen wir nicht nur auf die Madonna, sondern den Akt des Malens der Madonna. Zwischen Madonna und Maler, deren Beziehung kreuzend, öffnet sich der Blick in die Weite der Landschaft. Dabei stoßen wir im Mittelgrund auf zwei Rückenfiguren, die unseren Blick wie aufnehmen und in die Ferne weitergeben.

»Egoistischer Altruismus«

Ein vergleichbarer Perspektivenwechsel vollzieht sich – in der Diagnose des Münchner Soziologen Ulrich Beck – gegenwärtig in unserer Gesellschaft: Maßgeblich erscheint immer weniger der durch Institutionen und ihre Dogmen repräsentierte Gott – sei er Schöpfer, Erlöser oder Weltenrichter, der dem Menschen drohend oder helfend gegenübersteht; das ist nicht ganz neu. Neu ist, dass sich nun nicht mehr nur die Säkularisation ausweitet, sondern an seine Stelle die innere Stimme, der »eigene Gott« tritt, von dem man vielleicht noch nicht genau weiß, ob er erfunden oder gefunden ist, der aber das konkrete Zusammenleben der Menschen immer mehr prägt und die äußeren (religiösen) Institutionen und Hierarchien weiter relativiert. Beck bezeichnet dies als einen Übergang von der Religion, zu der man sich bekennt, zur gelebten Religiosität. Diese Subjektivierung des Glaubens sieht er nicht nur als einen Rückzug ins Private. So diagnostiziert er einen »egoistischen Altru-

ismus«, der sich nicht nur von den äußeren Formen und Dogmen distanziert, sondern auf seiner Suche nach einer neuen Religiosität auf das »souveräne Selbst« setzt, in dem sich das Ich und der »eigene Gott« miteinander in Verbindung setzen. Und genau darin erkennt er die Schlüsselrolle für die Praxis eines Miteinanders – sowohl der Individuen als auch der Religionsgemeinschaften. Das Erlebnis des eigenen Gottes wird zur Grundlage für den »Glauben an den anderen«. In diesem liegt der Keim für eine Friedensfähigkeit, die, so Beck's Hoffnung, das Gewaltpotential der in ihren Dogmen erstarrten Religionsinstitutionen unterwandern wird, auch durch ihre eigenen Vertreter, wie er lakonisch anmerkt. – Soweit die Thesen, die Ulrich Beck in seinem jüngsten Buch *Der eigene Gott. Friedensfähigkeit und Gewaltpotential der Religionen*² entwickelt und auch in diesem Heft, im Gespräch mit Adelbert Reif,³ vertritt.

Es ist eindrucksvoll, wie Ulrich Beck sich zu Beginn seines Buches, in Auseinandersetzung mit den Tagebüchern der niederländischen Jüdin Etty Hillesum, die im November 1943 knapp 30jährig in Auschwitz-Birkenau ermordet worden ist, der Grenzen seines eigenen soziologischen Ansatzes bewusst wird – ohne diesem untreu zu werden: Man müsse »nicht religiös sein, sondern nur ursoziologisch denken, um vom Zweifel befallen zu werden, ob A-Religiosität oder Anti-Religiosität des soziologischen Skeptizismus geeignet ist, die nicht nur religiöse, sondern auch gesellschaftliche und politische Macht des »eigenen Gottes« zu entschlüsseln« (S. 14). Ausführlich zitiert er aus dem »Tagebuch des »eigenen Gottes«, wie er es nennt. Hier eine zentrale Stelle, die sicherlich auch in seine Thesenbildung eingeflossen ist:

»Sonntagmorgen-Gebet. Es sind schlimme Zeiten, mein Gott. Heute Nacht geschah es zum ersten Mal, dass ich mit brennenden Augen schlaflos im Dunkeln lag und viele Bilder menschlichen Leidens an mir vorbeizogen. Ich verspreche Dir was, mein Gott, nur eine Kleinigkeit: Ich will meine Sorgen für die Zukunft nicht als beschwerende Gewichte an den jeweiligen Tag hängen, aber

dazu braucht man eine gewisse Übung. Jeder Tag ist für sich selbst genug. Ich will Dir helfen, Gott, dass Du mich nicht verlässt, aber ich kann mich von vornherein für nichts verbürgen. Nur dies eine wird mir immer deutlicher: Dass Du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir Dir helfen müssen, und dadurch helfen wir uns letzten Endes selbst. Es ist das Einzige, worauf es ankommt: ein Stück von Dir in uns selbst zu retten, Gott. Vielleicht können wir mit-helfen, Dich in den gequälten Herzen der anderen Menschen auferstehen zu lassen. Ja, mein Gott, an den Umständen scheint Du auch nicht viel ändern zu können, sie gehören nun einmal zu diesem Leben. Ich fordere keine Rechenschaft von Dir, Du wirst uns später zur Rechenschaft ziehen. Und mit fast jedem Herzschlag wird mir klarer, dass Du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir Dir helfen müssen und Deinen Wohnsitz in unserem Inneren bis zuletzt verteidigen müssen.«⁴

Dieses »Sonntagmorgen-Gebet« hat Etty Hillesum am 12. Juli 1942 verfasst, angesichts ihrer bevorstehenden »Einberufung« ins Durchgangslager Westerbork, auf die sie sich – wissend um das eigentliche Ziel, die Vernichtungslager in Polen – innerlich vorbereitet. Es markiert genau und in größter Konsequenz die oben angedeutete Verkehrung: »Nur dies eine wird mir immer deutlicher: Dass Du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir Dir helfen müssen ...« Und es zeugt geradezu von der geschichtsbildenden Dimension, die dem eigenen Gotte in seiner ganzen Hilflosigkeit innewohnt. Beck wird hier aufmerksam auf eine konkrete innere Kraft, wie sie auf der bloßen Vorstellungsebene nicht zu finden ist: »Aber in Wirklichkeit empfängt Etty Hillesum ihre Würde aus einer höheren Quelle, die sie mit allen Menschen gemeinsam hat. In dem, was sie sagt und tut, zeigt sich ein Stück der Menschheit« (S. 24). So sieht Beck sich in das Selbstgespräch von Etty Hillesum mit ihrem Gott einbezogen, bis dahin, dass er in die direkte Rede mit ihr eintritt:

»Liebe Ety, Sie konnten nicht ahnen, was sie angerichtet haben, Sie und die vielen anderen, die ihr Leben in die Hände ihres eigenen Gottes legen. Der »eigene Gott« ist nur praktikierbar, lebbar, hoffbar, vergegenwärtigbar, wenn Gott »eigen« wird, das heißt, wenn Gott, Welt und Mensch nicht mehr nur als Einheit gedacht werden können, wenn also das »Religiöse« aus dem öffentlichen Raum nach innen gekehrt wurde. Diese Trennung, die den Unterschied zwischen Religion und Religiosität markiert, haben Sie radikalisiert, Sie haben Gott in ihre eigenen Hände genommen. ... Ausgerechnet in einer vom Wahnsinn des Terrors moralisch verwüsteten Welt sind Sie auf die Idee verfallen, etwas mehr erlangen zu wollen, über diese Fügsamkeit predigende Kollektivreligiosität hinaus: so als könnte man das eigene Leben, auch dessen religiöse Dimension, selber in die Hand nehmen. Eine höchst riskante und folgenreiche Idee! Das Ich (im Sinne Hegels und Sartres) in seiner vollen, gnadenlosen Freiheit und Verantwortung und der eigene Gott. Daraus sollte eine kleine Unendlichkeit werden, die sogar noch im Zerbrechen der Menschlichkeit Hoffnung, Liebe und Leben ermöglicht. Das stürzt die über Jahrtausende durch alle Umbrüche hindurch geltende Glaubensordnung um. Das entscheidende, zweifelnde Individuum wird zur Kirche, wird zum Hüter Gottes und des Glaubens – die Kirche dagegen wandelt sich zur Häresie« (S. 25).

Man kann gut verstehen, dass Becks vorsichtige (und natürlich auch ganz unsoziologische) Zukunftshoffnungen am Ende seines Buches gerade an dieser Stelle ansetzen:

»Es kommt darauf an, die Individualisierung der Religion nicht zu verteufeln, weil mit ihr über Religionsgrenzen hinweg die friedfertige Auflösung der Wahrheitsabsolutismen eingeübt wird. ... Dass diese Überlegungen die blutige und wütige Gewaltverliebtheit der Fundamentalisten nicht beeindrucken und schon gar nicht stoppen werden, liegt auf der Hand. Aber was sonst könnte das leisten?« (S. 249)

»... es ist, wie wenn ihnen etwas entzogen würde an geistiger Nahrung, wenn die Menschen hier auf der Erde von ihnen nichts wissen«

Folgt man Ulrich Becks Umbruchsbeobachtungen, so wohnen wir heute tatsächlich der Verwirklichung eines Szenarios bei, das Rudolf Steiner bereits vor knapp einhundert Jahren in einem Vortrag in Zürich entwickelt hat:⁵ Nachdem der Mensch heute (also 1916) gegenüber früher »etwas viel Abgesonderteres, Individuelleres, mehr auf den Egoismus hin, auf die menschliche Einsamkeit im eigenen Leibe hin Organisiertes« geworden sei, »ein Einsiedler, der durch die Welt wandelt« (S. 94), »zieht in Wirklichkeit der Christus in die einzelnen Seelen schon hinein. Wir tragen im Unbewussten oder Unterbewussten alle den Christus schon in uns. Aber er muss erst in uns selber wiederum zum Verständnis gebracht werden« (S. 102). Und schon 1912 spricht Steiner davon, »dass der Christus Jesus in die Welt das Prinzip des Göttlich-Geistigen bringt, das jeder einzelne Mensch, dadurch, dass er Mensch ist, in seinem innersten Wesen finden kann«.⁶

Was Ulrich Beck heute als sich vollziehend beschreibt, sah Steiner damals als Anforderung auf den immer individueller werdenden Menschen zukommen, gerade auch im Hinblick auf die »Praxis des Miteinanders« (Beck):

»Da handelt es sich darum, dass ... versucht wird, vom Dogma ganz freizukommen und dogmenfrei dasjenige, was man mehr aus persönlichem innerem Erleben dem anderen Menschen erzählen, beschreiben kann, wirklich so vor ihn hinbringt, dass sein eigenes, freies religiöses Gedankenleben individuell in ihm entwickelt werden kann. Die Dogmenreligionen, die einzelnen festen Dogmen, Konfessionen, die werden im fünften nachatlantischen Zeitraum [d.h. der Neuzeit] das religiöse Leben in Wahrheit ertöten.« In diesem Sinne geht es auch darum, »das Wesen anderer Religionen verständlich zu machen« – und zwar so, dass man vor jede Seele stellt, »was diese Seele vertiefen kann. Aber man formt die Seele selber nicht,

man lässt ihr, namentlich auf religiösem Gebiete, ihre Gedankenfreiheit« (S. 103).

Rudolf Steiner wendet den Begriff der dogmatisch, durch äußere Autorität vertretenen Weltanschauung nicht nur auf die Religion an, sondern ebenso auf die Wissenschaft, Medizin und andere Gebiete – überall dort, wo Autoritätsglauben verlangt wird. Natürlich könne man sich nicht auf allen Gebieten des Lebens selber das notwendige Wissen aneignen, doch man könne sich über das Wissen der »Autoritäten« ein eigenes Urteil bilden – aus dem eigenständigen Umgang mit den Wesenheiten der geistigen Welt. Diese nicht nur als subjektive Erfindungen zu begreifen, sondern als wirkende Kräfte, die für jeden erfahrbar sind, sei Aufgabe einer Geisterkenntnis, die »die Menschenseele mit der geistigen Welt« zusammenbindet. Dieses konkret erfahrene Band erst gibt eigene Urteilsmöglichkeit und damit innere Sicherheit gegenüber dem Weltgeschehen und ist die Grundlage für das Vertrauen in den anderen: ein Akt auch der Selbstvergewisserung als souveränes geistiges Wesen.

Das Erlebnis des eigenen Gottes – oder des »Christus in mir« (Paulus) – wird so zum Durchbruch in eine neue Wirklichkeitsebene, die, wenn man sie als solche ernst nimmt, auch in ihrem Eigensein berücksichtigt werden will und somit gewissermaßen eine Ausweitung der soziologischen Betrachtung erfordert: »Diesen Wesenheiten, die da in den geistigen Welten leben, ist es [heute] nicht gleichgültig, dass wir von ihnen wissen! ... es ist, wie wenn ihnen etwas entzogen würde an geistiger Nahrung, wenn die Menschen hier auf der Erde von ihnen nichts wissen« (Steiner, S. 111). Eine solche Blickrichtung deutet sich ja auch in den Aufzeichnungen von Etty Hillesum an, wenn sie ihrem Gott zur Hilfe kommen will. Der Berührungspunkt beider Welten liegt heute im einzelnen Menschen, in dem Selbst- und Welterkenntnis zusammenfallen. Und diese Ebene kann nicht einfach gelehrt und in Dogmen gefasst werden.

So wird Toleranz nicht nur zu einem äußerlichen Geltenlassen, sondern zu einem freien

Blick auf das andere Ich, das seinen eigenen Gott hat (Beck), in dessen Seele der Christus »in Wirklichkeit« eingezogen ist (Steiner). Becks Begriff eines »egoistischen Altruismus« scheint mir hierfür in dem Sinne sehr treffend zu sein, dass die Erkenntnis des Gottes im anderen »die eigene Erfahrung« Gottes voraussetzt, eben die »Autorität des suchenden Individuums« selbst. Bei Etty Hillesum heißt es im Gespräch mit »ihrem« Gott: »Wenn ich bete, bete ich nie für mich selbst, immer für andere ...« Oder: »Mir ist, als würde ich durch meine intensive Aufmerksamkeit das Beste und Tiefste aus den Menschen hervorlocken, sie öffnen sich mir, jeder Mensch ist für sich eine Geschichte, die das Leben selbst mir erzählt« (zitiert bei Beck, S. 22).

Ist dies nicht vergleichbar der Erfahrung, die Hirten und Könige im Anblick der Madonna mit dem Kind gemacht haben? Der Blick des Kindes lockte »das Beste und Tiefste« aus ihren Seelen hervor, und dieses machten sie ihm wiederum zum Geschenk. Die Gaben der Könige – Weihrauch, Myrrhe und Gold – sind Bilder für die im Anblick des Kindes erwachten und gereinigten Seelenkräfte. Wenn Weihnachten nicht nur Erinnerungsfest an die Zeitenwende sein soll, müssen wir uns gegenseitig solche Erfahrungen aneinander ermöglichen – als Früchte unserer Suche nach dem eigenen Gott.

1 Vgl. die Artikel und Abbildungen in diesem Heft.

2 Ulrich Beck: *Der eigene Gott. Friedensfähigkeit und Gewaltpotential der Religionen*, Verlag der Weltreligionen, Frankfurt am Main 2008.

3 Die Zitate von Ulrich Beck ohne Seitenangaben stammen aus dem Gespräch in diesem Heft.

4 Etty Hillesum: *Das denkende Herz*. Die Tagebücher von Etty Hillesum 1941-1943, Reinbeck 2007, S. 149; zitiert bei Beck, S. 17.

5 Rudolf Steiner: *Wie kann die seelische Not der Gegenwart überwunden werden?* Vortrag vom 10. Oktober 1916 in Zürich, in: *Die Verbindung zwischen Lebenden und Toten* (GA 168), Dornach 1995.

6 In: *Christus und das zwanzigste Jahrhundert*, Vortrag vom 25.1.1912 in Berlin, in: Rudolf Steiner: *Menschengeschichte im Lichte der Geistesforschung* (GA 61), Dornach 1983.